

Röcheln in der Touristenflut

Wo Bewohner nur noch Statisten sind.

Noch nie kamen so viele Gäste nach Europa wie jetzt – viel zu viele, sagen manche. Zwischen Barcelona, Venedig und Hallstatt regt sich immer öfter Widerstand.

CHRISTIAN RESCH, HEINZ BAYER

S„Sellamsi“, sagen arabische Männer und Frauen gern. Zumindest jene knapp 100.000, die jedes Jahr in den Pinzgau kommen. Sellamsi, das ist kein Beduinengruß, sondern die liebenswerte Art der Gäste aus den Ölstaaten, ihren Aufenthaltsort auszusprechen: Zell am See.

Der Ort, in dem 9760 Einheimische leben, ändert sein Gesicht im Sommer radikal. Fremd gewandete Sommerfrischler überall, die Gesichter der Frauen meist verschleiert. Je nachdem, wie der Ramadan fällt, macht der Anteil der arabischen Gäste in den stärksten Wochen bis zu 36 Prozent aus. Die zentrale Seegasse hat dann orientalisches Flair. Viele Geschäfte „Sellamsis“ preisen ihre Waren auf Arabisch an. Die Pizzeria mutiert zum Restaurant Ali Baba. Gekocht wird dort halal. Und das Konzept geht auf, das Geschäft brummt.

Gewiss, die arabischen Familien sind offiziell willkommen. Sie lassen viel Geld da, meist benehmen sie sich einwandfrei – aber eben ein wenig anders. Weshalb in den Herzen vieler Einheimischer ein irritiertes Gefühl Einzug gehalten hat: Es ist das Gefühl der Entfremdung von der eigenen Heimat, der totalen Auslieferung an eine fremde Kultur. Vor zwei Jahren dann kam es zum Eklat, als die örtlichen Touristiker eine Art Knigge für arabische Gäste im Pinzgau verteilten. Stoßrichtung: So habt ihr euch hierzulande bitte aufzuführen. Mediale Vernichtung, von internationalen Zeitungen bis hin zu Facebook, war die Folge. Und die Zeller ruderten zurück. Hängen doch gut 16 Prozent ihrer Umsätze an den Arabern.

Noch weiter trieb es Garmisch-Partenkirchen: Dort verschwand 2012 das Gipfelkreuz der Zugspitze vom Foto eines Werbeprospekts. Es wurde wegretuschiert. Um reiselustige Moslems nicht zu verschrecken. Die Folge war auch hier ein veritabler Shitstorm, diesmal ging er von den Einheimischen aus.

Die Entfremdung, das ist das eine Symptom, an dem viele der Bereisten der Welt laborieren. Schiere Überflutung durch Touristenmassen ist das andere. 609 Millionen Ankünfte registrierte die UNO-Welttourismusorganisation 2015 in Europa, das sind um die Hälfte mehr als vor zehn Jahren und doppelt so viele wie vor 20 Jahren. Reisen, das ist das Geschäft des Jahrhunderts, das jedes Jahr 1500 Milliarden Euro bewegt. Und von dem bereits ein Zehntel der Wirtschaftsleistung dieses Planeten abhängt. Tendenz steigend.

Indessen wird das Rumoren hinter den schönen Fassaden von Jahr zu Jahr lauter. Vor allem jetzt, wo zwischen Tunesien und der Türkei Unfrieden herrscht, und die Gästescharen nach Europa ausweichen. Zunächst war es nur das übliche Gesudere. Von Minderheiten, die schnell das Etikett von Querulanten und Fortschrittsverweigerern aufgepappt bekamen. Doch die Minderheit ist gewachsen, ebenso ihre Lautstärke, und sie beginnt, eine einheitliche Parole zu brüllen: „Tourists, go home!“

Diesen Schriftzug, gesprayt oder geschmiert auf Hauswände, finden aufmerksame Reisende immer öfter auf dem alten

denfeindlichen Stimmung – nur dass es hier nicht um bettelarme Bootsflüchtlinge geht, sondern um zahlungskräftige Devisenbringer aus der ganzen Welt.

Wie kommt das? Warum finden immer mehr Menschen, dass sie mit dem nicht mehr leben können, wovon sie großteils leben?

Um zu verstehen, warum das so ist, genügt ein Ausflug nach Venedig. Im historischen Zentrum leben knapp 60.000 Menschen, so viele wie in Wels. Gleichzeitig pressen sich jährlich bis zu 30 Millionen Besucher durch die Gassen. Was statistisch bedeutet, dass auf jeden Altstadt-Venezianer pro Jahr 500 Gäste kommen. „Touristen, ihr zerstört diese Gegend“, war da schon auf Flugblättern zu lesen, bei der Kirche San Giovanni in Bragora etwa. Andernorts wurden Fremde als Schweine porträtiert, mit dem Schriftzug „Ich bin hier nicht willkommen“. Venedig, das ist ein Beispiel für die radikale touristische Vermarktung, für Weltruhm und glanzlosen Lebensalltag der Einheimischen. Zumindest jener, die nicht als Hoteliers reich geworden sind.

Millionen Autos mit fremden Kennzeichen verstopfen die Zufahrtsstraßen, die

„Uns als Bewohner brauchen diese Touristen eigentlich nicht.“

Kurt Luger, Tourismusforscher

Menschen in der Lagune ersticken im Abgaswahnsinn. Reiche Fremde kaufen Immobilien zu jedem Preis, die Venezianer können sich keinen Wohnraum mehr schaffen. Souvenirshops verdrängen eingesehene Händler und Handwerker, Restaurants werden teure Touristenfallen. Die Gäste genießen die Stadt rund um die Uhr und teils lautstark. Wer ruhig schlafen will, hat Pech gehabt.

So hat man in jeder Zone kommerzieller Gastlichkeit ganz eigene Probleme – aber die Unmutsäußerungen darüber ähneln sich frappant. In Barcelona kennt man dieselben Graffiti-Schmähungen wie in Venedig. In Berlin-Kreuzberg mokiert man sich über Touris, die in Hauseingänge kotzen. Die Prager haben ihre Altstadt de facto aufgegeben und bleiben dafür in den anderen Stadtteilen unter sich. Dasselbe Lied auf Mallorca und Santorin und in Teilen der Wachau. Und so ist auch das Lösungsrezept dasselbe, das früher oder später auf den politischen Verhandlungstisch kommt: Zugangsbeschränkungen. Bürgerinitiativen, Unterschriftenlisten, Petitionen rufen nach einer Obergrenze für Gäste, begehren vehement, dass der Gästeflut ein Damm vorgeschoben werde.

Das Schloss Schönbrunn praktiziert das längst mit Erfolg (nur 1000 Personen auf einmal), die peruanische Inka-Ruinenstätte Machu Picchu ebenso: Dort müssen Tickets reserviert werden, es gibt nur ein tägliches Kontingent. Auch die Venezianer haben ein

diskutiert, dann aber verworfen. Im Gegensatz zur Verwaltung im ligurischen Cinque Terre, wo genau das umgesetzt wird. 16 Euro kostet eine Tageskarte. Im alpinen Hallstatt hat eine Bürgerliste knapp 30 Prozent der Stimmen erhalten: Sie will ein Ticketsystem für die ganze Gemeinde. Für die Stadt Salzburg fordert der Hotelier und Gastronom Sepp Schellhorn, dass die Zahl der Reisebusse pro Tag beschränkt wird.

Wobei: Ob das wirklich funktioniert, ob der „Ausverkauf der Heimat“ überhaupt noch abzuwenden ist (oder innerhalb kapitalistischer Logik jemals abzuwenden war), das ist völlig unbewiesen. Was ohnehin bleibt, ist ein Streitpunkt: Sind zu viele Touristen nur schlecht für unsere eigene Lebensqualität – oder sind sie auch schlecht fürs Geschäft? Weil sie sich irgendwann gegenseitig auf die Zehen treten und sich mit Grausen in Richtung weniger überlaufener Traumorte abwenden?

Vielleicht – aber man könnte auch die radikale Gegenhypothese aufstellen. Sie lautet: Die neuen Massentouristen, die aus China kommen, bald aus Indien, vielleicht später aus Afrika, die wollen gar nicht das, was wir uns vorstellen. Sie suchen geradezu das Postkartenmotiv, das artifizielle Barockmuseum. Sie wollen die Gruppenreise, den schnellen Snapshot zum Posten, und daneben bitte den Souvenirshop für die Mozartkugeln. Und: „Die kritische Masse, in der sich der Massentourist noch immer wohlfühlt, ist extrem dicht. Da ist die Schmerzgrenze für den Bewohner einer Stadt längst überschritten“, sagt Kultur- und Tourismusforscher Kurt Luger von der Uni Salzburg. Mehr noch: Gerade in der Masse fühle sich der soziologische Typus Touri wohl. „Weil er unter tausend anderen Touristen die Gewissheit hat, dass er am richtigen Ort sein muss.“ Hingegen, glaubt Luger, könne man guten Gewissens sagen: „Uns als Bewohner brauchen diese Touristen eigentlich nicht.“

Die unerhörte Konsequenz wäre: Lassen wir doch den Gästen ihr Disneyworld, in Salzburg, in Zell am See, in Florenz und in Palma. Uns muss es ja nicht gefallen, wir gehen da nur zum Arbeiten hin. Genauso, wie die Linzer zum Arbeiten in die Voest fahren – den Gasometer und den Hochofen deshalb aber niemand schick finden muss.

Gewiss, dagegen spricht vieles. Etwa, dass Massentourismus Verkehrsströme auslöst, denen sich kein Einheimischer entziehen kann, genauso wenig wie der Umweltverschmutzung und der Preisexplosion. Touristiker wie Sepp Schellhorn glauben, dass eine Stadt wie Salzburg nur dann dauerhaft Reiseziel bleiben kann, wenn sie aus sich selbst heraus lebt und atmet. Was uns bürgerlichen Mitteleuropäern doch recht plausibel vorkommt. Tourismusberater wie Christopher Hinteregger von Kohl & Partner sehen das ähnlich. Und stellen sich hinter die Idee, notfalls den Schranken herunterzulassen, um die totale Überfüllung von Stadtzentren zu vermeiden.

Deshalb ist auch Kurt Luger ein entschiedener Gegner dieses Fatalismus-Szenarios. Allein, die Realität könnte die Anhänger der Idealismus-Variante einholen. Dafür, dass eine Destination standhaft und langfristig auf Millioneneinnahmen verzichtet, um ihre ureigene Identität zu bewahren – dafür



Barcelona

1,6 Millionen Einwohner hat die Hauptstadt Kataloniens – und geschätzt über 30 Millionen Touristen pro Jahr. Das ist gleich viel wie Venedig; immerhin verteilt sich die Last formal auf deutlich mehr Einwohner. Binnen 25 Jahren haben sich die Nächtigungen verfünffacht, die Fluggäste verzehnfacht. Vorerst hat die Regierung neue Hotels auf Eis gelegt.

 20



Mallorca

880.000 „echte“ Mallorquiner gibt es, pro Jahr kommen knapp 14 Millionen Gäste. Laut Umfragen glauben neun von zehn Bewohnern, dass die Insel von Touristen überlastet ist. Nun wurde eine Urlauber-Steuer eingeführt und der Neubau von Hotels drastisch beschränkt. Auf der Insel soll es 30.000 Schwarzbauten geben, die nun vom Abriss bedroht sind.

 15



Santorin

Ähnlich wie in Venedig strömt das Touristenheer auch auf Santorin oft von Luxuskreuzern in die Altstadt. 17.500 Einwohner gibt es auf dem Archipel und rund zwei Millionen Gäste – ein Drittel davon legt im Rahmen einer Kreuzfahrt hier an. Die Lokalregierung plant, eine Obergrenze für Schiffstouristen von 8000 pro Tag einzuführen.

 115

Disneyland mit Dom.

Die Stadt Salzburg sei dabei, ihre Seele an die Touristen zu verkaufen, sagt Hotelier Sepp Schellhorn. Er fordert eine Obergrenze für Tagesgäste.

CHRISTIAN RESCH

